

(Nachdruck verboten.)

18]

Eine Pilgerfahrt.

Von Johan Bojer.

Autorisierte Uebersetzung von Adele Neustädter.

Wenn aber der Großhändler das Geheimnis kannte? Ob seine Schwester wohl . . . ? Dann hätte er nicht um sie angehalten.

Ja, war dies so sicher? Wenn sie richtig nachdachte, hatte er nicht damals und damals — verdächtige Dinge gesagt?

Sie klammerte sich an die Möglichkeit, wie man nach einem schwachen Lichtschein in einer endlosen Finsternis ausschaut. Vielleicht war es kein Licht, aber ein anderer Schimmer war überhaupt nicht zu gewahren.

Oder sollte sie vielleicht alles aufgeben, und die anderen siegen lassen? Ja, nicht wahr, das sollte sie vielleicht tun!

Er war jedenfalls reich. Es gab also auch einen Ausweg, daß sie selbst reich werden und Macht erringen konnte. Hinter dieser Sache erblickte man so unglaublich viel.

Eine Stunde verrann. Sie warf sich im Bette hin und her. Sie prüfte andere Auswege, in dem Gefühle, als schlage sie einen falschen Weg ein. Aber sie gewahrte keinen anderen. Sie konnte allem ein Ende machen und ins Meer springen. Ja, aber das war noch feiger. Und angenommen, der Großhändler wußte alles . . . und sie . . . sie vermochte es nicht einmal, zu versuchen . . .

Vielleicht war der kleine Lichtpunkt gar kein Licht, aber es war kein anderer zu erblicken, und sie starrte so lange darauf, bis er ihr blendend klar erschien.

Sie stand auf und kleidete sich an.

Wer auf einem gefenterten Boote sitzt, überlegt seine Schritte nicht lange. Bald setzte sich Regina hin und schrieb an Großhändler Platen. Sie bereue, daß sie abgereist sei, erinnere sich seiner Güte und bitte ihn, zurückkommen zu dürfen.

Plötzlich legte sie den Federhalter fort und stützte den Kopf auf die Hände: „Herr Du mein Gott,“ dachte sie, „gibt es wirklich keinen anderen Ausweg?“

„Doch,“ jagte eine Stimme spottend, „Du kannst ja ins Meer springen.“

Bald darauf setzte sie sich und schrieb weiter. Aber bald hörte sie wieder auf.

„Was hat Dir dieser Mann denn getan, daß Du ihn so mißbrauchen willst?“

Sie sprang auf und irrte hin und her: „Nein, er hat Dir nichts getan. Aber haben andere mich nicht auch gebraucht, und was hatte ich ihnen getan? Zuerst Solden — er gebrauchte mich, um den Sommer angenehm zu verbringen, er mußte wissen, daß er zugleich ein Herz brach und ein Leben zerstörte, aber er gebrauchte mich trotzdem!“

Dann gebrauchte man mich in der Anstalt. Sie lernten an mir, obgleich ich voller Scham verging. Und die Fremden und der Professor, die mir mein Kind entlockten, sie alle gebrauchten mich. Ja, und wie handelt Gott. Ich habe ihn angefleht, aber er findet wohl auch, daß es bei diesem Mädchen nicht so genau darauf ankommt. Mag sie sich beklagen, es hat nichts besonderes auf sich. Ein Ehepaar braucht ein Kind, gebrauchte das Mädchen, sie bleibt vielleicht ewig unglücklich. Aber gebraucht sie doch! Bei dem Mädchen kommt es nicht so genau darauf an! . . .

Und sie setzte sich und schrieb mit verkniiffenem Munde weiter.

Aber da faßte sie einen plötzlichen Gedanken und hielt die Feder an: „Höre, Du hattest ja damals Deinen freien Willen! Du gabst Dein Kind diesen Leuten aus eigenem Entschluß.“

Sie lief wieder hin und her, heßte sich jedoch auf und fand Gegenbeispiele.

Ich war eigentlich nicht frei. Das böse Schicksal wartet immer auf den Augenblick, da wir schwach und machtlos sind. Dann stürzt es auf uns ein. Dann entpreßt es uns das Teuerste. Und ferner: Wenn wir dann bereuen und es ungeschehen machen wollen, dann verfährt es wie ein Pfandleiher, der in der Not unseren teuersten Schmud bekommen hat. Er wirft uns hinaus und sagt: „Du hattest Deinen freien Willen. Es ist ein ehrlicher Handel! O, o . . . o!“

Und sie setzte sich wieder, schrieb den Brief weiter, und atmete freier auf, als er beendet war.

Wie sie später aufs Geratewohl durch die Straßen trieb, starrte sie die Vorübergehenden an und dachte: „Blickt mich nicht so an! Ich bin doch nicht schlimmer als Ihr.“

So schritt sie denn dem Lichtpunkte entgegen, wo das Glück ihrer wartete. Jetzt konnte sie nicht umkehren.

Wie lange sollte diese Ehe währen? Wie lange sollte sie gezwungen sein zu leiden, dulden, Verbrechen zu begehen und zu mildern, Komödie spielen und Liebe heucheln, wie lange? Wann würde sie sich hinsetzen können, um den erbebenden Kinderkörper an sich zu drücken und ihren Schmerz ausweinen zu können? Sie vermochte jetzt nicht daran zu denken. Sie wollte sich lieber über den unternommenen Schritt freuen. Wenn man einen Felsen erklimmen hat, vermag man nicht daran zu denken, daß dahinter noch ein höherer liegt.

Zur Dämmerungsstunde kam sie an einer Kirche vorbei, deren Türen offen standen: Einige Menschen gingen hinein. Ohne näher nachzudenken, folgte sie ihnen, die Zeit mußte ja vertrieben werden. Die Kirche war erleuchtet, und die Orgel erfüllte den Raum mit Tönen. Jetzt erinnerte sie sich erst, daß Sonntag war, und daß jetzt Abendgottesdienst abgehalten wurde. Sie hatte noch nicht lange geessen, als ihr Hals sich förmlich zusammenschnürte. In diesem erleuchteten Hause zwischen den Kirchgängern und der Orgel erschien sie sich als ein böser Geist, der an geheiligter Stätte auftauchte. Und als der Pfarrer die Kanzel betrat, schlich sie sich still hinaus.

Aber sie setzte sich auf die Treppe und verbarg das Gesicht hinter den Händen.

Die Worte des Pfarrers klangen wie fernes Summen. Gute Mächte schienen ihr die Hände zur Rettung entgegen zu strecken. Sie versprachen, ihr den Weg zu ihrem Kinde zu zeigen, wenn sie sich ihnen in die Arme werfen wolle.

Aber wie? Wieder eine neue Revolution. Das vermochte sie jetzt nicht. Nein, das vermochte sie nicht.

XIII.

Bei Großhändler Platen war große Gesellschaft gewesen und in der kalten Winternacht wurde das Tal von Schellengeläute erfüllt, während Schlitten auf Schlitten über die breiten Landstraßen flogen, und die Laternen sich schließlich in der Finsternis verloren. Und oben zwischen den dunklen Nichten lag das große, vollerleuchtete Haus, dessen Fenster in beiden Etagen noch im Lampenlichte erglühten. Dann wurde eine Lampe nach der anderen gelöscht, zuerst hinter den Fenstern des zweiten Stockes, dann in den unteren Zimmern. Schließlich war nur noch ein Fenster der großen Fassade beleuchtet.

Herr Platen hatte eine Ronde durchs Haus gemacht und trat jetzt ins Schlafzimmer, die Quasten seines Schlafrockes tanzten vor ihm her. Er war von Tanz und Wein etwas müde und abgesspannt. Er blieb mitten im Zimmer stehen und blickte Regina einen Augenblick an, die sich in einem weißen Frisiermantel auf eine Chaiselongue geworfen hatte und eine Zigarette rauchte. Sie war bleich, hatte zwei flammendrote Flecken auf den Wangen. Die Augen leuchteten noch in seltsamer Blut. Aber wie schön fand er sie. Das gelbeidene Kleid mit dem venetianischen Spitzenragen lag über einer Stuhllehne, und in dem schwachen Lampenschein erglänzten einige Schmuckstücke auf einer Kommode.

„Na, es ging ja ausgezeichnet?“ sagte er fragend. „Findest Du nicht?“

„Es waren gemütliche Menschen,“ sagte sie und rauchte. Er begann den Schlafrock aufzuschneiden, die breite Hemdbrust mit den Brillantknöpfen und die weiße Kravatte wurden sichtbar. Er entkleidete sich, saß eine Weile auf dem Bett- rande und sah sie fragend an.

Aber sie rauchte weiter und beachtete ihn gar nicht. „Du tanzt ausgezeichnet!“ sagte er und lächelte.

„Ich habe es nie ordentlich gelernt.“ „Hast Du bemerkt, wie die Herren Deine Toilette bewunderten?“

Sie lächelte wie ein vergnügtes Kind. „Aber die Damen — ich hörte wohl, wie sie hinter meinem Rücken zischelten.“

„Was sagten sie?“

Seine Augenbrauen zogen sich ängstlich zusammen.

„D, mir ist's ganz gleichgültig. Aber gehört hab' ich's doch — und werd's ihnen gedenken.“

„Willst Du Dich jetzt nicht zu Bett legen?“

Er schwang die Füße ins Bett und zog die Decke über sich. Draußen fiel der Schnee in leichten Wirbeln gegen die Fenster, und der Wind begann zu blasen.

Eine Pause entstand. Sie richtete die Augen auf ihn und frug: „Wenn ich Dir über etwas erzählte, was mich am tiefsten beleidigt hat, würdest Du mir Genugthuung verschaffen?“

„Du fragst mich noch?“ Und er lächelte sie vorwurfsvoll an. „Was ist vorgefallen?“

Sie blickte ihn unterwandt an. Obgleich seine Augen sich bestrehten, interessiert zu blicken, fielen ihm fast die Augenlider zu. Der Arme hatte ja getanzet. Beinahe brach sie in Lachen aus.

„Nein,“ dachte sie, „jetzt muß es endlich einmal geschehen.“
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kammerjungfer.

Von Quissé. Deutsch von Gertrud David.

Frau von Parme bestand darauf, daß ihr Gatte sie auf das Mietsbureau begleite.

„Du bist Physiognomist; Du kannst mir eine Kammerfrau auswählen helfen, denn ich bin in der unangenehmen Lage, von heute auf morgen Ersatz für die meinige finden zu müssen.“

Herr von Parme versuchte einige Einwendungen: „Ich werde Dir mehr im Wege sein, als ich Dir helfen kann. Ueberhaupt, sich an ein Mietsbureau zu wenden, wach' verzweifelter Entschluß! Wie kommt es, daß keine Deiner Freundinnen Dir eine Perle empfehlen kann? Gewöhnlich ist doch Ueberfluß an brauchbaren Personen vorhanden! Das ist wirklich ein Verhängnis!“

„Allerdings; selbst der Abbé Merveille, der sonst aus dem Patronatsorden so vortreffliche Dienerinnen bekommen kann, hat im Augenblick nicht eine zur Verfügung. Es ist ein ausgefuchtes Pech!“

„Wie kommt es denn, daß Deine Kammerjungfer nicht ein paar Tage zugeben kann?“

„Nicht möglich! Ihr Vater ist schwer krank und verlangt nach ihr.“

Frau von Parme setzte ihren Hut auf.

„Das Bureau ist ganz in der Nähe. Komm, sei nett. Es ist höchstens zehn Minuten weit. Wir gehen gemütlich hin und sehen uns unterwegs die alten Stiche und Karikaturen an. In Deiner Begleitung werde ich viel größere Sicherheit gegenüber der Direktion der Anstalt haben.“

Herr von Parme begleitete seine Frau in der Hoffnung, sie an der Türe des Etablissements verlassen zu können. Aber Frau von Parme zwang ihn mit der Zähigkeit unfehlbarer Frauen, mit hinaufzugehen. Sie legte wirklich großen Wert auf seinen Beistand. Sie gehörte nicht zu jenen Frauen, die sich nicht um die Sittlichkeit ihres Hauspersonals kümmern. Auch nahm jeder Dienerschaftswechsel bei ihr den Charakter eines Ereignisses an.

„Du wirst also die Zeugnisse, die die Kammerjungen bei sich haben, lesen; Du wirst prüfen, ob sie ehelich gemeint sind. Denn Du weißt wohl, daß es Leute gibt, die gewissenlos genug sind, um da zu loben, wo sie hätten tadeln sollen. Wäre es Dir recht, wenn ich eine Frau, die nicht ganz anständig wäre, unter mein Dach, unter das Dach meines Sohnes führe?“

„Athanasius ist dreizehn Jahre alt; wir haben noch viel Zeit vor uns!“

„So? Und Ludwig der Bierzehnte? Hast Du das vergessen? Du bist von einem Leichtsinne . . .“

„So nimm eine alte.“

„Ueberlege erst, ehe Du etwas sagst. Die kleine Hintertreppe vom Parterre zur ersten Etage ist etwas steil und eng. Für eine alte Dienerin wäre sie unbequem und gefährlich.“

„Dann kann sie ja die große Treppe benutzen.“

„Das geht nicht. Solche Leute sind dach. Sie würde mir im Vorübergehen meine Blumen zerknüden. Und überdies wünsche ich nicht, daß die Dienstboten eine Treppe benutzen, die mit Cedernholz belegt ist.“

Sie fand an Ort und Stelle: Das Etablissement sieht gut aus. Man geht durch einen großen bepflanzten Hof, und obgleich die Treppe, die zum Bureau führt, die bescheidenste des ganzen Hauses ist, so ist sie doch hell und ein Teppich bedeckt die Stufen, die von den elegantesten Hausfrauen betreten werden. Dieses Bureau versorgt das Faubourg Saint-Germain!

In dem Entreezimmer sind die Stellsuchenden auf Stühlen plaziert, und warten darauf, daß eine Frage die Aufmerksamkeit der Vorsteherin auf sie lenke. Es sind da etwa dreißig oder vierzig Frauen, größtenteils junge: Engländerinnen mit Haarfisuren von der Form einer Orange und Deutsche mit vollem Oberkörper. Alle französischen Provinzen sind da vertreten, und die Neugekommenen

erscheinen in ihren Nationaltrachten. Sie beschäftigen sich in der Regel mit kleinen Handarbeiten und sind bemüht, ihre Vorsätze ins hellste Licht zu setzen. So stellen sie sich den ankommenden Kunden vor, der durch dieses Zimmer hindurchschreiten muß.

Herr und Frau von Parme wurden in das zweite Zimmer geführt, das der Salon der Vorsteherin ist, und wo diese an einem Schreibtisch sitzt, vor sich das Register der Angebote und Nachfragen. Dann findet eine Unterhaltung statt, die sich bei jedem Besucher wiederholt.

Was für eine Bedienung wünscht Madame?

Eine Kammerfrau oder eine Köchin oder eine Haushälterin? Muß sie verstehen Kleider zu machen, zu frisieren, zu waschen? Gibt die gnädige Frau eine Hilfe für die Küche?

Welches Alter? Welcher Gehalt? Wieviel Dienstboten hat Madame? Geht die gnädige Frau im Sommer aufs Land?

Während Frau von Parme auseinandersehte, was bei ihr zu tun wäre, betrachtete Herr von Parme den Salon, auf dessen silbergrauer Tapete Bilder aufgehängt waren, wie „Der treue Kutscher“, „Die Dienerin mit der Medaille“ usw. usw.

Die Vorsteherin, die viele Verwandte der Frau von Parme kannte, wollte sich durch eine besonders glückliche Wahl empfehlen. Sie befragte alle Blätter ihres Registers, während Frau von Parme ihre Erklärung fortsetzte:

„Um neun Uhr kommt meine Kammerjungfer zu mir herein und serviert mir die Chokolade. Gegen elf Uhr werde ich frisiert.“

„Legt Madame Wert auf die Nationalität?“

„Nein, aber auf die Religion. Sie muß Katholikin sein.“

„Wenn es Madame nicht auf die Höhe des Gehalts ankommt, so habe ich etwas Passendes.“

„Ich gebe 75 Franks monatlich; aber ich würde weiter gehen, wenn es sein müßte.“

„Nun, dann kann ich Madame ein wahres Geschenk machen: Christine Pöchelin, 27 Jahre alt, geboren in Dresden.“

Das Blatt über die betreffende Person wurde verlesen: „Kann nähen, frisieren, Spitzen waschen, Zither spielen, ist katholisch, spricht deutsch und englisch, ist Pedicure und Manufaktur“, versteht etwas Medizin, die Haltung der Bücher, die Massage und das Schachspiel.“

„Die Person, um die es sich handelt,“ fuhr die Direktrice fort, „besitzt ausgezeichnete Zeugnisse.“

„Aber es scheint mir, daß sie viel mehr versteht, als wovon ich Gebrauch machen kann. Ist sie hübsch in ihrem Aeußeren?“

„Sie stellt etwas vor; sie ist statilich von Aussehen.“

„Ich glaube, daß ich etwas Gewöhnlicheres brauche.“

„Sieh sie Dir immerhin an,“ meinte Herr von Parme, ein bißchen neugierig gemacht.

Christine Pöchelin stellte sich mit einer gewissen Fertigkeit vor. Sie war groß, üppig und blond. Die aschblonden Haare bedeckten die Stirn bis zu den blaugrauen, langbewimperten Augen, deren Ausdruck von einer großen Sanftheit war. Dieser obere sehr rein geformte Teil des Gesichtes sah auf einem stark entwickelten, ein wenig edigen Kinn; und trotz des etwas aufgeworfenem und zutunlich lächelnden Mundes erkannte man, daß Christine überlegt und wohl etwas eigensinnig sein mußte. Ihr dunkelviolette Kleid wurde in der Taille durch einen Ledergürtel zusammengehalten, der geschickt die Rundungen des Oberkörpers und die Hüfte der Hüften hervortreten ließ. Der schwarze Strohhut war klein genug, um einen üppigen Haartwuchs sehen zu lassen, und die gut sitzenden schwarzen Glacéhandschuhe vollendeten dieses einfache und dennoch außerordentlich fleidssame Kostüm.

Das Eintragungsblatt hatte der Herrin Auskunft gegeben, jetzt war die Reihe zu fragen an der Dienerin.

Würde Madame hundert Frank monatlich geben? Christine hatte niemals weniger bekommen. Würde sie Wein erhalten; und welchen Wein trank man? Christine aß für sich. Wieviel Ausgänge bewilligte Madame monatlich? Hatte sie die Wäsche zu überwachen, wenn man in der Sommerfrische war? Hatte Madame Puppen, auf die ihre Toiletten gezogen wurden, solange sie sie nicht trug? Wurden die falschen Haare der gnädigen Frau auf unsichtbare Weise befestigt oder trug sie einen falschen Scheitel? Hatte sie die Hände und Füße der Madame alle acht oder vierzehn Tage zu besorgen? Nahm die gnädige Frau Douchen? Wandte sie die Massage an? Lieh sie sich in der Nacht vorlesen, wenn sie nicht schlafen konnte? Lieh sie ihre Kammerfrau in Wagen erster Klasse fahren? War das Zimmer, welches sie bekommen würde, lustig? Vertraute die gnädige Frau ihre Schmucksachen ihrer Jose an? Würde sie sich jeden Abend von ihr entkleiden lassen? Würde die Kammerjungfer über einen Kochraum verfügen, um den Tee, den Kaffee, die Chokolade und die Arzeneigetränke herzustellen?

Während dieses langen Examens sah Frau von Parme mehrmals zu ihrem Gatten hinüber, ob er nicht die Geduld verlore. Einmal beugte sie sich sogar zu ihm hin und sagte:

„Ich glaube, daß diese Aufschneiderin durchaus nicht das ist, was ich brauche. Ich denke, es ist überflüssig, fortzufahren.“

„Meine Liebe, nachdem Du Dir nun einmal die Mühe gemacht hast, geh auch bis zu Ende. Vielleicht ist es besser, einige Opfer mit in Kauf zu nehmen, als fortwährend zu wechseln . . .“

So wurde die Unterhaltung fortgesetzt.

*) Gelernte Fuß- und Handpflegerin.

Die Jose bestand auf der Massage. Offenbar war Madame nervös; sie hatte ausgezeichnete Erfolge mit dieser Behandlung erzielt. Dann ging sie zu der Pflage des Haares über: sie hatte die Gewohnheit, selbst die kosmetischen Mittel herzustellen, die ihre Herrinnen anwandten. Sie hatte wunderbare Recepte.

„Erklauben Sie mir auch, Madame, Ihnen zu sagen, daß Ihr Zahnfleisch zu blaß ist; wir müssen es etwas beleben. Ein Enthaarungsmittel ist durchaus notwendig, um Ihren Augenbrauen die richtige Gestalt zu geben. Was sehe ich da, eine Unterbrechung der Linie, die sie bilden sollen! . . . Und drei Haare hängen auf die Schläfe herab! Das ist ja eine schreckliche Unordnung! Und dann ist Madame schlecht geschminkt; das Korsett könnte zwei Zentimeter tiefer sitzen. Die Turnüre fällt nicht genug ab. Ich kenne die Zeichnung. Madame hat einen kurzen Oberkörper, den man verlängern muß. . . .“

Herr von Parme fühlte sich etwas geniert durch diese Abhandlung der Kammerzofe. Er schnitt ihre Rede kurz ab, indem er seine Frau aufforderte, sich die Zeugnisse anzusehen. —

„Lies Du sie, bitte, mein Lieber.“

Herr von Parme erhob sich, um sie entgegen zu nehmen. Christine trat einen Schritt vor. Der Gatte und die Jose, beide ungefähr von derselben Größe, befanden sich einander ganz nah gegenüber. Christine sah Herrn von Parme dreist an; dann liebte sie ihn mit einem sinnlichen Blick, der einer starken Herausforderung gleichkam.

Frau von Parme, die bei sich überschlug, welche Erhöhung das Haushaltbudget durch das Engagement dieses Mädchens erfahren würde, sah wo anders hin, Hundert Frank Gehalt monatlich; das Essen extra serviert, was immer etwas teurer war; Willette erster Klasse auf der Reise statt zweiter, wie man sie gewöhnlich für die Dienerschaft nahm: im ganzen wenigstens tausend Frank jährlich mehr. Aber auch was für eine Kammerjungfer! Immerhin mußte man erst überlegen, die Ausgabenbücher nachsehen. Das Jahr hatte nicht gut begonnen. . . .

Während dieser Ueberlegungen las Herr von Parme laut die Zeugnisse vor, die Christine ihm alle offen übergab, und auf denen allerlei wappengeschmückte, höchst komplizierte Siegel prangten:

„Der Unterzeichnete bescheinigt, daß Christine Pöchelin während acht Monaten in seinen Diensten gestanden hat und daß er nur Ursache hat, ihren Fleiß und ihre Sorgfalt zu rühmen. Sie verläßt das Haus nur, weil die Aerzte dem Prinzen einen Aufenthalt am Ril verordnet haben. Dies der der Wahrheit entsprechende Sachverhalt.“

Prinz Ravcordato,
Nizza.“

„Ich bezeuge, daß Christine Pöchelin meinem Haushalt als Vorleserin meiner Frau, der Gräfin Voutreline, angehört hat, die sich nur infolge einer Krankheitslaune von ihr getrennt hat, ohne daß ein ernsthafter Grund für Christinens Abgang vorhanden gewesen wäre. Sie kann auf meine Unterstützung rechnen, sobald sie dieselbe nötig haben sollte.“

Graf Voutreline,
Paris, Hotel Pyramidal.“

„Der Unterzeichnete bescheinigt, daß Christine Pöchelin bei Ihrer königl. Hoheit, der Herzogin von Toledo, als erste Kammerfrau in Diensten gestanden hat, und daß Ihre königl. Hoheit so zufrieden gewesen ist, daß sie ihr die Reisekosten nach Paris zurück und außerdem eine ansehnliche Gratifikation gegeben hat.“

Für Ihre Hoheit die Herzogin von Toledo
der Chevalier Dalovida
Majordomus.

Rom.“

„Aber,“ sagte Frau von Parme, „alle Ihre Zeugnisse sind von Herren ausgestellt, Fräulein?“

„Ich wünsche es so,“ antwortete Christine. „Sie sind die einzigen, die ernst genommen werden können.“

Herr und Frau von Parme gingen plaudernd nach Hause.

„Drollige Anstalt! Wie hast Du Dich entschieden?“

„Ich habe gesagt, daß ich morgen schreiben würde. Was rätst Du mir, mein Lieber?“

„Nichts, die Sache ist schwierig. Dieses Mädchen ist keine gewöhnliche Kammerjungfer. Ich finde sie zu großartig für ein so einfaches Haus wie unseres.“

„So sehr einfach doch nicht! Es gehen bei uns zehn bis zwölftausend Frank monatlich drauf.“

„Möglich! Aber dieses Mädchen ist an fürstliche Haushaltungen gewöhnt.“

„Das ist mir gleichgültig.“

„Also auf Wiedersehen, ich gehe in den Klub. Ich habe dort zu tun.“

„Du bist schrecklich! Niemals gibst Du einen Rat.“

„Was willst Du, ich bin mir selbst noch nicht klar.“

„Dir fehlt es wahrhaftig in trauriger Weise an Entschiedenheit. Immer muß ich mich allein aus der Affäre ziehen.“

Am nächsten Tag ging Frau von Parme selbst nach dem Bureau, um Antwort zu geben und zu bitten, daß man ihr Christine zuschide. Sie war entschlossen, sie zu nehmen.

Die Vorsteherin nahm den Auftrag entgegen und schrieb an die angegebene Adresse: Hotel Monsigny.

Christine erschien weder auf dem Bureau noch bei Frau von Parme.

„Sie wird ausgezogen sein,“ meinte die Directrice.

Man ließ einige Tage verstreichen; dann schickte man nach dem Hotel Monsigny: in der That, Fräulein Pöchelin war fortgezogen, ohne zu sagen, wohin sie ging.

„Haben Sie Geduld,“ sagte die Vorsteherin zu Frau von Parme. „Ich bin überzeugt, daß sie dieser Tage hier vorbeikommen wird, denn sie ist mir noch etwas schuldig für die Eintragung und die Korrespondenz. Sie ist ein anständiges Mädchen, das mir keinen Schaden zufügen wird.“

Frau von Parme, der es die Talente Christinens angetan hatten, kam noch einmal zum Bureau zurück.

„Sie ist dagewesen. Sie hat mir 100 Frank gegeben und hat gesagt, ich hätte ihr Glück gebracht. Hier ist ihre Adresse: Rue de Loqueville 91.“

Frau von Parme ging hin. Zweite Treppe links.

Sie schellte. Man antwortete nicht gleich. Trotzdem hörte sie in der Bohmung Plaudern und Lachen. Sie schellte ein zweites Mal. O Unvollkommenheiten einer rasch fertiggestellten Hauseinrichtung! Ein kleiner fröhlicher Streit im Innern; dann öffnete jemand die Thür. Es war — Herr von Parme. —

Kleines feuilleton.

gc. Auf dem Meeresgrunde. Ein englischer Tieffetaucher, der im Dezember mit einem älteren Berufsgenossen die genaue Lage eines gesunkenen Schiffes feststellen sollte, gibt von seinen Empfindungen während seiner ersten unterseeischen Reise folgende Schilderung. Als er nach den Ohnmachtsanwandlungen, die der ungewohnte Druck der Wasserfülle bei dem Keuling verursacht, zur Besinnung gekommen war, fand er sich auf einem Sandbett stehend, das sich weiß wie gutgebleichte Leinwand zu seinen Füßen hinzog. Scharen riesenhafter Schnecken und Würmer, die Schlangen glichen, umschwärzten sie — der Taucher sieht beinahe alles mehrfach vergrößert. Leicht und frei, wie in der Luft, trotz des schweren Anzuges — und der schweren Weisflossen an den Füßen — gingen sie etwa 100 Meter auf dem Meeresboden weiter. Aus den pflanzenbedeckten kleinen Hügel und Tälern schossen ganze Schwärme silber- und goldglänzender Fische, Blitzen gleich, hervor und hinter ihnen durch die Flut. Schließlich erlarmten sie in einem großen dunklen Körper vor sich das untergegangene Fahrzeug. Das Tageslicht drang noch so weit in die Tiefe, daß es schien als sähe man durch dickes Glas. Es war also hell genug, um das Led zu finden. Plötzlich wurde der Lichtkegel über ihnen durch eine schwarze Wolke verdunkelt. Unwillkürlich aufwärts blickend, bemerkten sie einen großen Körper, der sich über ihren Köpfen hin und her bewegte. Das Herz stand mir still, ich sah in den geöffneten Nachen eines riesigen Haies. Wohl schien das Scheusal Bedeudend größer als es wirklich war, aber auf alle Fälle war „der Schrecken des Ozeans“ über uns und spieße um unsere Zufischläuche und Rettungsseile — ein neugieriger Hai, und es wäre mit uns vorbei gewesen. Unheimlich langsam aber sicher näherte sich uns das Ungeheuer. Ich hielt mich schon für verloren, als der Hai einige Meter vor mir stehen blieb, unterwandt uns beobachtend, wie eine Rake, die sich zum Sprunge auf die Maus fertig macht, den Schwanz bewegend. In diesem Augenblick schnellte mein Gefährte plötzlich die Arme auf und ab, der Hai schien verdutzt und entfernte sich langsam, blieb aber über uns stehen. Wollte fünf Minuten standen wir nun wieder regungslos, und diese an sich kurze Zeit schien mir ungeheuer lang, bis endlich der Schatten sich verzog. Mein Kamerad und ich gingen nun vollends um das Brad, ich mit jagendem Fuß, herum, damit wir über die genaue Lage des Schiffes berichten konnten, und ich hatte mich schon etwas beruhigt, als plötzlich der verteuflerte Schatten abermals sich über uns blicken ließ. Ein Grausen ergriff mich — ich wollte zurückweichen, da packte mich etwas, ich wehrte mich aus Leibeskräften, daß vom Meeresboden dicke Sandwolken aufwirbelten, plötzlich schien, wie aus weiter Entfernung, eine menschliche Stimme zu mir zu dringen: „Sei kein Narr, Du hast wieder die Rettungsseile aus der Hand gelassen. Der Hai lauert ja nur auf die Körper der Matrosen aus dem Schiff.“ Mein Gefährte stand dicht neben mir; ich hängte mich an ihn und schrie aus Leibeskräften: „Hinauf, hinauf, ich will nach oben!“ Die fürchterlichen Eindrücke hatten mich halb wahnsinnig gemacht, und halb tot erblickte ich das Licht der Sonne wieder. Kein Wunder, daß von hundert Männern, die sich dem Taucherberufe widmen wollen, vielleicht zwei bis drei auf die Dauer ihn treubleiben. —

Kulturgeschichtliches.

a. Briefpost im 16. Jahrhundert. Der Brief- und Nachrichtendienst im genannten Jahrhundert war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, trotzdem Maximilian I 1516 einen regelmäßigen Postdienst zwischen Wien—Brüssel—Rom, Innsbruck—Trient—Rom eingerichtet hatte. Wer in der Lage war, diesen Postdienst benutzen zu können, war der Schwierigkeiten enthoben, die sich sonst beim Briefverkehr reichlich boten. Wer außer-

halb der neu eingerichteten Poststrassen lag, wie die Schweiz, war noch nichts gebessert und mußte sich noch der alten, üblichen Mittel beim Briefverkehr bedienen. In den Züricher Archiven liegen gegen 8000 Briefe, die während der Reformationsperiode die Züricher Zwilling, Bullinger usw. mit fast allen europäischen Ländern gewechselt hatten. Viele dieser Briefe tragen noch den Vermerk, wie und durch wen sie nach Zürich gebracht worden, und geben daher über das Wesen des damaligen Briefverkehrs reichlich Aufschluß. Kaufleute, Fuhrleute, Schiffer waren die beliebtesten Briefboten. Die Kaufleute von St. Gallen besuchten regelmäßig die Messen von Leipzig, Paris, Lyon und unterhielten direkten Verkehr mit Italien und Spanien. Sie nahmen gar manches Brieflein mit. Der St. Galler Kaufmann Johannes Linner besorgte Briefe für Bullinger nach Genf und Frankreich und brachte „Zeitungen“ für Zürich von dort mit. Zweimal im Jahre, im Frühling und Herbst, bezog der Züricher Buchhändler Froshauer die Frankfurter Messe. Er nahm Briefe sowie Geld mit nach Basel, dem Elsaß, der Pfalz, nach Hessen. Während seines Aufenthaltes in Frankfurt diente sein Laden als Sammelbecken für alle nach der Schweiz zu sendenden Briefe. Dr. Emich aus Bremen schreibt einmal nach Zürich und setzt auf den Brief die Zwischenstation: „Abzugeben in Frankfurt in Froshauer's Laden bey Robbertus Camberius“.

Die einzelnen Universitäten, die fürstlichen Staatskanzleien, der deutsche Orden unterhielten damals regelmäßige Läuferposten, die gelegentlich gegen Geld und gute Worte bei ihren amtlichen Reisen auch Privatbriefsendungen besorgten. So ist einer der gebrachten Briefe von dem landgräflich hessischen Voten Post besorgt worden, einen Brief nach Polen nimmt der Züricherische Stadtläufer Johann Walder mit. Einmal wird in einem dieser Briefe bemerkt, daß man von Konstanz nach Augsburg 20 Meilen Wegs rechne und dem Voten dafür 5 Didpfennige zahle, wenn er auf öffentliche Kosten reise. Wie Zürich unterhielten auch andere größere Städte wie Köln, Breslau, Nürnberg, Frankfurt a. M. eine regelmäßige Läuferpost zur Versorgung ihrer Briefe. In einem Schreiben an Zwilling heißt es einmal „Straßburg habe während des Reichstags zu Augsburg im Sommer 1530 eine Post dargelegt, daß sie alleweg in 30 Stunden Volschaft dar oder dannen haben mögen.“

Dreißig Stunden für einen regelmäßigen Dienst zwischen den beiden Städten muß für damalige Verkehrsverhältnisse, die bekanntlich nichts weniger als alles zu wünschen übrig ließen, als eine ganz außerordentliche Leistung bezeichnet werden.

Die Stadt Straßburg scheint auch über Antwerpen nach England einen organisierten Postverkehr unterhalten zu haben. Die Portoauslagen für Benutzung dieser Post müssen jedoch unangemessen hoch gewesen sein, denn in einem Briefe vom 25. Juni 1550 schreibt der evangelische Flüchtling Richard Hilles aus London an Bullinger, „der Grund, warum Deine Briefe bisweilen sehr spät hier abgegeben werden und sich lange auf dem Wege verziehen, ist der, daß Johannes Würcher sie von Zeit zu Zeit Straßburger Schiffsleuten übergibt, auch Fuhrleuten und Reutern, welche Ware den Rhein hinab nach Antwerpen führen. Das tut er vornehmlich deshalb, weil die Briefbündel so groß wie möglich sind. Er wäre nämlich sonst genötigt, den Posten für jede Unze Gewicht 10 Kreuzer zu Speher und nicht viel weniger auch zu Antwerpen und London zu geben, wem sie von dort durch die Post vermittelt würden. Denn zu Antwerpen bekommt die Post für ein Blatt Papier, „das sie nach London befördert, zwei brabantische Stifteri, überdies in London ebensoviel, also vier Stifteri für ein einziges, ganzes Blatt. Dagegen wem wir die Briefe den Kaufleuten zur Beförderung übergeben, so zahlen wir weder hier noch dort etwas.“

Neben den Städten unterhielten auch die Zünfte mit einander regelmäßigen Nachrichtenwechsel und besorgten dabei wohl auch gelegentlich Privatbriefe.

Die größte Zahl der in Zürich vorhandenen Briefe war jedoch durch Gelegenheit und guten Willen der nach der Schweiz reisenden Privatpersonen mitgenommen und befördert worden. Diese Art des Briefverkehrs durch Vermittelung von Privatpersonen war durchaus die am meisten in Anspruch genommene. Ein Schreiben aus Krakau wurde durch den Polen Threcius, der Zürich besuchte, abgegeben. Ein Leipziger sendet Briefe durch die Diener des Fürsten von Madzjwil, der nach Straßburg reist. Alle Bekannten eines Reisenden benutzten damals die Gelegenheit, denselben mit ihren Briefen zu beladen. Im Herbst 1538 machte Gualther von Basel aus den Bullinger darauf aufmerksam, daß gute Gelegenheit für Briefe nach England sei, da Hans Holbein dahin reise. In einem Briefe aus Laufame bittet der Schreiber um Entschuldigung wegen der Flüchtigkeit des Briefes. Er sei aus dem Stegreif geschrieben, „weil sich just die Gelegenheit durch einen königlichen Typographen gezeigt habe“.

Natürlich mußte oft auch recht lange nach einem zuverlässigen Voten gesucht werden. Thomas Platter schreibt einmal aus Basel nach Zürich: „Deinen Brief nach Straßburg werde bestellen und mich sobald als möglich umsehen, wem er sicher übergeben werden kann“. Und gar beneidlich über die Schwierigkeiten des Briefverkehrs klagt der Bischof Edwin Sand, indem er am 15. August 1575 aus London schreibt: „Sehr spät antworte ich auf Deinen so freundlichen Brief, weil die Voten sehr selten sind, welche meine Briefe von hier zu Euch bringen. Das Meer ist nach allen Seiten bloquiert, alles befindet sich in kriegerischem, mörderischem Aufruhr. Die Briefe werden gar häufig abgefangen, kein Reisender ist sicher.“

Da ging denn oft so ein Brief durch zweite oder dritte Hand, und die Voten waren gar säumig. Auf einem der vorhandenen Briefe steht der Vermerk „nach Zürich gekommen am 17. Juli, abgegeben den 4. August 1573“. Auf einem anderen, „einer von den durch A Berlin abgegebenen Briefen, die dieser erst nach drei Monaten bestellt hat“.

So sind denn die Briefe gar verschieden lange unterwegs gewesen, ehe sie dem Empfänger ausgehändigt wurden. E. Egli hat in der Züricher Schrift „Zwingliana“ die Laufzeit einer Anzahl der vorhandenen Briefe berechnet. Von 42 Briefen, die von Genf und Augsburg eingegangen waren, war der schnellste 3, der längste 48 Tage gelaufen, im Durchschnitt hatten sie 15 Tage gebraucht, um nach Zürich zu kommen. Von Basel brauchte der schnellste 2, der längste 25 Tage, der Durchschnitt betrug 8 Tage. Briefe von Bern brauchten 10, solche von Murten 13 Tage. Von Heidelberg brauchte der schnellste 7, der Durchschnitt betrug 26 Tage. Von Augsburg lief der schnellste 4, der langsamste 35, der Durchschnitt war 12 Tage; von Nürnberg der schnellste 8, der langsamste 42, der Durchschnitt 20 Tage. Von Frankfurt a. M. kamen Briefe in 10—23 und 44 Tagen, von Straßburg in 11 und 55 Tagen an. Unter den übrigen Briefen finden sich Laufzeiten Danzig = 52, Bremen = 87, Rostock = 116, Dessau = 104, Paris = 26 und 38, Montpellier = 58, London und Oxford = 38, 57, 80 und 216, Krakau = 45 und 65 Tage. Da mußte denn auf Antwort recht lange gewartet werden und Geduld war das notwendige Requisite im damaligen Briefverkehr. —

Humoristisches.

— Auf einer Tiroler Alm. „Ich moan alleweil, 's war a Norddeutscher, der Tourist.“

„Woll, woll, — schaußt amal 's Fremdenbüchl nach, wann er was d'icht' hat, nachher ischt er a Preih.“ —

— Kindermund. Der kleine fünfjährige Hans wird zum ersten Male in die Kinderschule geschickt. Als er nach Hause kommt, fragt ihn die Mutter, wie es ihm gefallen habe.

„Es war schön Mutti, aber ich kann doch auch zu Hause brav sein!“ — („Jugend.“)

— Aus einer pfälzischen Volksschule. Fragt da in einer der untersten Klassen der Herr Schulinsektor, ob jemand ein Verschen oder Gedichtchen herfagen könne. Es meldet sich so ein kleiner Knirps und zitiert zum nicht geringen Schrecken der Lehrerin, die ihren Pappeneimer schon kannte, mit großem Pathos folgende Verse: Zwei Knaben gaben sich einen Kuß, — der eine hieß Antonius; der andere hieß Rätchen, — ich glaub', es war ein Mädchen! —

Notizen.

— Wie Schriftsteller arbeiten. Jules Verne schrieb seine Romane zunächst mit Bleistift. Später zog er das Geschriebene Strich für Strich mit Tinte nach. Was ihm nicht gefiel, wurde weggestrichen. So kam die Reinschrift zustande. — Noch origineller ist die Arbeitsweise des englischen Dramatikers Bernhard Shaw. Charles Wyndham erzählte jüngst einem Ausfrager: „Bei unserem ersten Zusammentreffen trug Shaw weiche Hemden und lang herabfallende Strawatten, und mit seinem gelbbraunen Haar und dem langen roten Bart sah er wie ein alter Wiking aus. Er kam herein und setzte sich an den Tisch. Dann steckte er die Hand in seine rechte Hosentasche und zog langsam ein kleines Notizbuch heraus; darauf wühlte er in der linken Seitentasche und brachte ein zweites heraus. Ich wartete. Nur steckte er die Hand in eine Rocktasche und sichtete auch daraus ein Buch hervor, und so kamen noch mehrere zum Vorschein. Endlich hielt er mit seinen Forschungen inne, sah mich an und sagte: „Sie wundern sich wohl über die vielen kleinen Notizbücher? Aber da schreibe ich ja meine Stücke hinein, wenn ich oben auf dem Danubius in London fahre.“ —

— Im Lessing-Theater wird am 14. April Schillers „Demetrius“ aufgeführt. —

— Hauptmanns „Elga“ wird bereits vor halbbleren Bänken gespielt. —

— Matkowsky bezieht vom Schauspielhaus eine Jahresgabe von 30 000 M. Er soll der besitzbehaftete von allen festengagierten Berliner Schauspielern sein. —

— Für Anfang Mai ist an der Frankfurter Oper die erste Aufführung von „Benedikt und Beatrice“ von Verlioz in der Bearbeitung von Felix Rottl in Aussicht genommen. —

— Eine Lebach-Wüste für die Nationalgalerie hat der Bildhauer C. A. Vermann vollendet. Sie wird in nächster Zeit aufgestellt. —

— Die Lipperheide'sche Helmsammlung ist als Leihgabe den Museen überlassen worden und hat im Alten Museum Aufstellung gefunden. —

— Ernst Häckel spricht am 14. April, 8 Uhr abends, in der Singakademie über „Entwickelungslehre oder Kirchenglauben“. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 9. April.